



Berlinerinnen und Berliner im Mai 1945 bei Aufräumarbeiten zwischen Reichstag und Brandenburger Tor

Fotos Arthur Bondars Private Collection

Ein Pferd steht in der Schlesischen Straße

Vor drei Jahren las der ukrainische Fotograf Arthur Bondar im Internet eine Anzeige, in der das Archiv eines sowjetischen Kollegen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zum Kauf angeboten wurde. Als ihn die Verkäufer die Negative anschauen ließen, begriff Bondar, dass er einen historischen Fund gemacht hatte. Die Bilder, die der Armeefotograf Valery Faminsky im April und Mai 1945 im zerstörten Berlin und auf den Landstraßen dorthin aufgenommen hatte, sahen anders aus als fast alles, was bisher an Bildmaterial aus den letzten Kriegstagen in der deutschen Hauptstadt bekannt war. Bondar sortierte und scannte die Negative, und im Frühling vorigen Jahres kuratierte er eine Faminsky-Ausstellung in einer Berliner Galerie. Jetzt sind die Fotos in einem Bildband versammelt.

Valery Faminsky (1914 bis 1993) war wegen seiner Sehschwäche zunächst als Telefonist und später als Fotoreporter im Medizinischen Korps der Roten Armee eingesetzt. Seit März 1945 diente er bei der 1. Weißrussischen Front unter Marschall Schukow, die am 16. April zum entscheidenden Angriff auf die Seelower Höhen und zum Durchbruch auf Berlin antrat. Bis zum 24. Mai begleitete er den Vormarsch auf die deutsche Zentrale des Großdeutschen Reichs, die Eroberung der Vorstädte und der Innenstadt, die Kapitulation und die ersten Tage des Friedens mit der Kamera. Dabei ging er weit über seinen Aufgabenbereich der Dokumentation des Lazarettwesens hinaus. „Ich wurde in meiner Arbeit kaum eingeschränkt“, erklärte Faminsky später in einem um 1980 entstandenen Lebenslauf. Wer seine Fotos betrachtet, kann das bestätigen.

Neuzugang im Kreis der großen Fotografen: Ein Band präsentiert Fotografien von Valery Faminsky aus dem Frühjahr 1945.



Verlesung der Kapitulationserklärung (oben) und ihre Verteilung als Flugblatt (unten) am 8. Mai 1945

Faminskys Aufnahmen zeigen das Berlin, das wir kennen: Trümmerfassaden, Schuttberge, Geschützstellungen, graue, gebückte Menschen, Fahrräder und Militärtlastwagen – aber nicht so, wie wir es kennen. Bei Kaminsky hockt etwa eine ältere Frau mit Kopftuch am Straßenrand einer fast zerstörten Arbeiter-siedlung, sie hat den Inhalt ihres Koffers, darunter ein Paar elegante Damenschuhe, vor sich ausgebreitet, und sie lächelt. Ein Mann im Armeemantel sitzt vor einer kleinen Staffelei und malt eine Ruinenszene. Die Besatzung eines Panzers versammelt sich, noch auf dem Vormarsch von der Oder, in einer Kampfpause vor einem Bauernhaus. Ein Pferd mit verbundenem Hals steht in der Schlesischen Straße und blickt unverwandt in die Kamera. Faminsky interessiert sich nicht für die Bebilderung des Sieges, den die Rote Armee mit hohen Verlusten erkaufte. Der mitfühlende Blick, den er auf die Verwundeten in den Lazaretten wirft, Männer mit zerschossenen Gliedern und blutigen Kopfverbänden, prägt auch seine Wahrnehmung auf den Berliner Straßen, die er, nach den Fotos zu schließen, mit rastloser Neugierde durchstreifte.

Er sieht befreite sowjetische Zwangsarbeiter, die sich mit verschlossenen Gesichtern auf den ungewissen Rücktransport in ihre Heimat vorbereiten, Berliner Kinder und Jugendliche, die erleichtert nach den Flugblättern mit der Bekanntgabe der deutschen Kapitulation greifen, und russische Offiziere, die vor dem fast zerstörten Kaiser-Wilhelm-Denkmal am Hohenzollernschloss für Erinnerungsfotos posieren. Was er nicht sieht, sind Helden. Faminskys Bildern

fehlt jedes Pathos, selbst den verletzten Panzerkommandanten, der eine Rede auf die gefallenen Kameraden hält, betrachtet er wie einen alten Freund. Auf der Panorama-Ansicht des eroberten Reichstags ist der Vordergrund mit zerstörtem Kriegsgerät gefüllt, aber das erstaunlichste Detail ist ein Baum am rechten Bildrand, der aller Verwüstung zum Trotz seine Blätter treibt – als läge das große Sterben schon lange zurück. Ein Gefühl, das auch von dem Bild ausgeht, auf dem eine Rotarmistin am Fenster eines deutschen Wohnzimmers einen Platenspieler bedient, während ihre Kameradinnen Briefe nach Hause schreiben und in einem Comic blättern. Faminsky ist als Nichtkombattant zur Armee gekommen, und so feiern alle seine Bilder das Zivile. Das Licht, das auf die zerbombten Häuser fällt, ist schon nicht mehr im Krieg. Die Welt holt wieder Atem, und der Fotograf, der sie beobachtet, atmet mit ihr.

Was lernen wir aus diesem Band? Was man aus allen Fotobüchern lernt: dass die Wahrheit eines Bildes eine Frage der Einstellung ist; dass eine gelungene Fotografie ebenso viel über den Verrät, der sie gemacht hat, wie über das, was sie zeigt. Valery Faminsky stand bisher nicht auf der Liste der großen Fotografen. Nun gehört er dazu. ANDREAS KILB

Valery Faminsky: „Berlin Mai 1945“.

Hrsg. von Tomas Gust, Arthur Bondar, Ana Druga und Joseph Dilworth. Verlag Buchkunst Berlin, Berlin 2018. 184 S., Abb., geb., 45,- €.



Der Orient in den Köpfen der Aufklärer

Mit Seitenblick auf die Gegenwart: Joseph Croitoru zeichnet Debatten über den Islam im achtzehnten Jahrhundert nach

Die Namen Thilo Sarrazin und Navid Kermani tauchen gar nicht auf in Joseph Croitorus Buch „Die Deutschen und der Orient“ – und doch sind sie bei der Lektüre ständig präsent. Der Autor fächert die Islamdebatten im achtzehnten Jahrhundert auf; die vermeintliche Rückständigkeit der Muslime und die ästhetische Schönheit des Korans sind darin wiederkehrende Topoi. Der Historiker und Journalist, der auch regelmäßig für diese Zeitung schreibt, arbeitet eng an den Quellen, zitiert ausgiebig aus Dramen, Aufsätzen und Briefen der Aufklärer, und dennoch ist ihm ein äußerst gegenwärtiges Buch geglückt.

Ausführlich widmet er sich der Wahrnehmung des Orients am Hofe Friedrichs des Großen. Der ergötzte sich als Thronfolger zwar an seinem intellektuellen Austausch mit Voltaire, war auch begeistert von dessen islamfeindlichem Theaterstück „Mahomet“ (F.A.Z. vom 29. Dezember 2017), aber nach den Schlesischen Kriegen sah er das Osmanische Reich als potentiellen Verbündeten gegen Österreich und Russland und förderte daraufhin eine islamfreundliche Publizistik.

Sogar Voltaire mäßigte nun seinen Spot und gestand dem Religionsstifter Mohammed zu, „fast ganz Asien aus der Abgötterei“ herausgerissen zu haben. Am stärksten aber tat sich Gotthold Ephraim Lessing als Islamverstehrer hervor. Schon weit vor seinem Spätwerk „Nathan der Weise“ befasste sich der Verfechter der religiösen Toleranz ausführlich mit dem Islam. In Dramenentwürfen bemühte er sich um ein positives Bild der Religion, aber auch in Rezensionen und Übersetzungen, wobei er Kritik an den Muslimen in den Originalen häufig ignorierte. Heute würde man wohl von Framing sprechen. Gleichmaßen bedienten sich auch islamkritische Autoren des achtzehnten Jahrhunderts der Technik des selektiven Lesens. Ganz ähnlich wird heute Suren-suche betrieben, um je nach Auslegung zu insinuiert, dass der Islam eine Religion des Friedens beziehungsweise der kriegerischen Unterwerfung ist.

Für Lessing war die Darstellung des Islams als vernunftgeleitete Religion gleich doppelt ein Mittel zum Zweck: Sie diene ihm einerseits als Kritik an Ausprägungen des Christentums, die seinen aufklärerischen Ideen widersprachen, andererseits war der islamfreundliche Ton in Zeiten der preußisch-osmanischen Annäherung schlicht opportunt. In seiner Zeit als Dramaturg am Hamburger Nationaltheater stand Lessing islamkritischen Werken dann allerdings deutlich offener gegenüber. Der Grund war recht profan: Das Theater benötigte dringend Geld, und Islamkritik war schon damals ein Garant für einen Publikums-erfolg.

Croitoru legt auf beeindruckende Weise bloß, wie politische Konjunkturen, die Zensur und die Sorgen um das eigene berufliche Fortkommen treibende Kräfte für das Wirken der Denker der Aufklärung waren. Er beschränkt sich nicht auf Dichtergrößen wie Voltaire, Lessing oder den vom Propheten Mohammed faszinierten jungen Goethe. Seine Protagonisten sind auch der „Leipziger Literaturpapst“ Johann Christoph Gottsched, der frühe Arabist Johann Jacob Reiske, der sich für eine kulturhistorische Auseinandersetzung mit der arabischen Dichtkunst einsetzte, ebenso wie der patriotische Dichter Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Der hatte 1774 sein weithin rezipiertes Lehrgedicht „Halladat“ veröffentlicht, für

Croitoru „die Geburtsstunde der ersten deutschen, stellenweise vom Koran inspirierten Dichtung“. Diese Inspiration hielt ihn jedoch nicht ab, Muslime in anderen Gedichten des Aberglaubens zu bezichtigen, die Osmanen als „Hunde“ zu bezeichnen und den österreichischen Kaiser Joseph II. zum Krieg gegen die Türken aufzurufen. Der Türkenhass, mit dem Gleim bei weitem nicht allein war, wurde gespeist vom aufkeimenden Philhellenismus – Griechenland müsse vom Joch der Osmanenherrschaft befreit werden, um den Traum der Wiedergeburt des antiken Hellas zu verwirklichen.

Croitoru zeigt auf, wie sehr die damalige Debatte von romantisierenden oder abwertenden Wunschvorstellungen geprägt war. Der Orient befand sich in den Köpfen der Aufklärer. Die eigene Anschauung war nicht so relevant. Wenn es die Möglichkeit der direkten Begegnung mit Muslimen gab, wurden die Erlebnisse häufig im Sinne der eigenen Deutungsmuster interpretiert. Der Forschungsreisende Carsten Niebuhr stellt da eine Ausnahme dar. Im Vorbericht seiner „Beschreibung von Arabien“ von 1772 warnte er die Europäer, „zu früh über die Sitten anderer Nationen“ zu urteilen. Mit seinen differenzierten Reiseberichten zielte Niebuhr auf den Nachweis ab, dass die Araber weder schlechter noch besser seien als die Europäer. In der Rezeption – zumindest außerhalb Preußens – wurde aber wohlwollend zur Kenntnis genommen, dass Niebuhr betonte, um wie viel höflicher und zivilisierter die Araber im Vergleich zu den Türken seien.

Im Rahmen der Bemühungen um eine preußisch-osmanische Allianz waren 1763 und 1791 jeweils große Delegationen aus Konstantinopel nach Berlin und Potsdam gekommen. Die Gesandten und ihre Begleiter wurden fasziniert beobachtet, bewirtet, in die Oper eingeladen und von vielen in der Bevölkerung sogar nachgeahmt. Friedrich der Große kommentierte beißend, ihn würde es nicht wundern, „wenn der Reiz des Neuen nicht irgendetwas meiner dummen Landsleute dazu treiben würde, sich beschneiden zu lassen“. Als sich die Aufenthalte in die Länge zogen und immer teurer wurden, lästerten dann immer mehr Diplomaten darüber, wie habgierig und ungesittet die Türken seien.

Seit vierzig Jahren ist wohl kaum ein Buch mit dem Wort „Orient“ im Titel erschienen, das nicht Bezug nahm auf die Theorien Edward Saids. Croitoru kann auch ohne. Den Debattierenden des späten achtzehnten Jahrhunderts ging es schließlich weniger um eine Auseinandersetzung mit den Muslimen oder eine Abgrenzung von ihnen als vielmehr um die Deutungshoheit in einer innerdeutschen Debatte. Joseph Croitoru wirft daher mit seinem gleichnamigen Buch nicht nur neues Licht auf die Zeit, die wir Aufklärung nennen. Die Klarheit, mit der er Strategien, Stereotype und Streitpunkte der Islamdebatte des achtzehnten Jahrhunderts offenlegt, führt auch direkt in die Gegenwart. MORITZ BEHRENDT



Joseph Croitoru: „Die Deutschen und der Orient“. Faszination, Verachtung und die Widersprüche der Aufklärung. Carl Hanser Verlag, München 2018. 415 S., geb., 28,- €.

Soll denn die Historiographie der Politik die Leviten lesen?

Abschiede von der großen Erzählung: Gabriele Metzler lässt die Staatsvorstellungen deutscher Historiker im zwanzigsten Jahrhundert Revue passieren

Es gab 1945 keine Stunde null. Gabriele Metzler ist überzeugt davon und lässt ihre Geschichte der Staatsvorstellungen deutscher Historiker mit einem Rückblick auf die Zeit ab dem späten neunzehnten Jahrhundert beginnen. Die Geschichtswissenschaft war zu Kaisers Zeiten eine „staatstragende Disziplin“, verschränkte sich dem Gedanken einer historisch gewachsenen Ordnung, übte sich in Revolutionsabwehr und betrachtete den gesellschaftlich entkoppelten Staat als Verwirklichung einer unantastbaren sittlichen Idee. Unabhängig von der Staatsform, meist aber demokratiekritisch eingestellt, hielt die Mehrheit der Fachvertreter während der Weimarer Republik an dieser Tradition fest. Außenpolitisch lebte die Idee des Machtstaats fort und stiftete in beträchtlicher Weise revisionistische Unruhe.

Der weit ausgreifenden, chronologisch angelegten Studie ist anzumerken, dass sie auf intensiver Forschungsarbeit beruht. Gut gegliedert, klar formuliert und unter Auswertung zahlreicher Quellen und Forschungsliteratur bietet sie eine kundige deutsche Historiographiegeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts rund um das Thema Staat. Dieses Leitthema ließ sich nicht immer leicht ausfindig machen, betont Metzler, würden Zeithistoriker doch nur selten „Staatsvorstellung“ schreiben, wenn sie Staatsvorstellung meinen.

Mit großem Spürsinn spürt die an der Humboldt-Universität lehrende Autorin die Positionen ihrer Protagonisten auf, teils zwischen den Zeilen in deren Hauptwerken, teils in zeitdiagnostischen Traktaten, die sie offen äußern. Metzlers Band ist so auch ein lesenswerter Beitrag zum schwierigen Balanceakt zwischen politischer und wissenschaftlicher Logik, intellektueller Stellungnahme und historischer Kärrnerarbeit. Ohne die Grenzen immer scharf zu definieren, lässt Metzler diverse Lager, Schulen, Generationen und Meinungsführer erkennbar werden. Gelegentlich ließe sich über die Kategorien streiten: etwa für die siebziger und achtziger Jahre mit „Neokonservativen“ hier und „sozialliberal Gestimmten“ dort, mit einem unter Historikern wenig erfolgreichen Neomarxismus hier und einigen „gefühlstarken Barfußhistorikern“ dort, wie Hans-Ulrich Wehler einst die Vertreter einer unpolitisch erscheinenden Alltagsgeschichte spöttisch betitelte.

Neben dem „Mainstream“ der Historiker, von dem Metzler regelmäßig spricht, ohne stets offenzulegen, wie dieser für die verschiedenen Phasen ihrer Betrachtung zu ermitteln ist, erwähnt sie auch immer wieder Außenseiter der Zunft, etwa für das frühe zwanzigste Jahrhunderts Eckart Kehr und Arthur Rosenberg. Diese begannen eher als die Mehrheit ihrer Kollegen, soziologische Überlegungen einzubeziehen und den Staat als

„Kollektivindividualität“ aus gesellschaftlicher Sicht in Frage zu stellen.

Mag ihre Staatsfixiertheit auch so manchen in habitueller wie politischer Hinsicht konservativ-bürgerlichen Historiker vor einer völkischen Imprägnierung während des „Dritten Reiches“ bewahrt haben, blieben Überlegungen zu einem pluralistischen Staatsverständnis nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland doch zunächst Mangelware. Angesichts des hohen Maßes an personeller Kontinuität in antiliberalen Traditionen überhängen und einer ausgeprägten Resistenz gegenüber westlichen Ideen trug die Geschichtswissenschaft nicht zu einer Renovierung überkommener Staatsvorstellungen bei. Antikommunistische Tendenzen und totalitarismustheoretische Zugänge im Zeichen des Kalten Krieges befreiten in anderer Weise von den Mühen einer moralischen wie methodischen Umorientierung.

Das größte Innovationspotential entfalteten dann gegen einigen Widerstand Vertreter einer jüngeren Generation zeit-historisch arbeitender Politikwissenschaftler wie Kurt Sontheimer und Karl Dietrich Bracher. Mit ihnen begann, auch unter dem Einfluss Ernst Fraenckels, die „Hinwendung zu einer pluralistischen Staatstheorie“, strukturanalytisch und in nüchterner Sprache dargeboten. Dem Staat als Entität setzten sie selbstbewusst ein Ensemble aus vielfältigen Institutionen und Interessen des politischen

Systems entgegen, von dem nun bevorzugt die Rede war.

Einigem Anteil an diesen Wandlungsprozessen hatte der Soziologe Ralf Dahrendorf, dessen konflikttheoretisches Werk „Gesellschaft und Demokratie in Deutschland“ von 1965 die Idee eines sozialen und politischen Interessens überwölbenden Staates, der für Harmonie und Gemeinwohl Sorge, weiter zerstören half. In demselben Zeitraum trug der Hamburger Historiker Fritz Fischer zur Erosion des nationalen Machtstaatsgedankens bei und sortierte den Nationalsozialismus umstandslos in die Kontinuität der deutschen Geschichte ein.

Die Fischer-Kontroverse markierte nach 1945 die erste große und heftig ausgetragene Grundsatzdebatte unter deutschen Historikern. Sie leuchtete voraus in die siebziger Jahre, die von polemischen und politisierten Debatten geprägt sein sollten. Ungeachtet dieses Zeitklimas und der Hochphase eines neuen Krisenempfindens stützten die meisten Zeithistoriker doch das Verständnis der Bundesrepublik als eines demokratisch-pluralistisch organisierten Sozial- und Rechtsstaats.

Die affirmative Selbsthistorisierung des westdeutschen Staates war bis dahin bereits weit vorangeschritten. Sie kam ab 1981 in der fünfbandigen „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ zum Ausdruck, in der Gabriele Metzler ein staatstragendes „historiographisches Flagg-

schiff“ auf liberal-konservativem Kurs erkennt. Sosehr der „Historikertreit“ Mitte der achtziger Jahre die Historikerzunft vor eine Zerreißprobe stellte, hatte sich die Westorientierung mit unterschiedlicher Akzentsetzung doch links wie rechts durchgesetzt. 1989/90 läutete insofern keine Zeitgeschichtswende ein: Die von Heinrich August Winkler monumental verdichtete Erzählung vom langen Weg nach Westen wurde im Grunde nur für den wieder komplettierten, nunmehr postklassischen und europäisierten deutschen Nationalstaat fortgeschrieben.

Mittlerweile steht eine solche große Gewissheit ausstrahlende große Erzählung allerdings in Frage, ohne dass an ihre Stelle eine Alternative getreten wäre. Neuere transnationale Betrachtungen konzentrieren sich auf nichtstaatliche Akteure, während eine Kulturgeschichte der Politik den Staat kommunikativ zu konstruieren und ihn so seiner diskursiven Auflösung näher zu bringen scheint. Dies wie auch ein gewachsenes Gespür für neue Akteure im Zeitalter der Globalisierung haben bewirkt, dass an den Wandel des Staates gebundene politische Zäsuren wie 1918/19, 1933, 1945/49 und 1989/90 hinterfragt werden.

Bei alledem präsentiert sich eine durch aktuelle Konstellationen und Problemlagen inspirierte Zeitgeschichte, die bisweilen selbst Zeitdiagnosen liefert, um bei der Interpretation der Gegenwart und des öffentlichen Meinungsbildes mitzu-

mischen. Metzler arbeitet das Rollenverständnis der Zeitgeschichte zwischen Fachwissenschaft und politisch-kultureller Deutungsinstanz gut heraus. Dabei begrüßt sie es, dass in jüngster Zeit Tendenzen einer normativen Revitalisierung und vermehrt „engagierte Parteinahmen für den Erhalt des demokratischen Rechtsstaats“ vernehmbar seien.

Das ist sympathisch, und doch stellt sich die Frage, ob dies im Kern zum Beruf des Historikers zählt. Der große Oxforder Historiker A.J.P. Taylor war da ganz anderer Meinung: Er wollte seine wissenschaftlichen Erkenntnisse auch dann kundtun, wenn er damit, wie er spitz formulierte, den Feinden der Queen oder gar der Menschheit dienen mochte. Über die öffentliche Rolle der Zeitgeschichte lässt sich vortrefflich streiten. Hierzulande haben die Historiker, wie die Auseinandersetzung um eine Resolution auf dem Münsteraner Historikertag im Herbst 2018 zeigt, damit erst neuerdings wieder begonnen. ALEXANDER GALLUS



Gabriele Metzler: „Der Staat der Historiker“. Staatsvorstellungen deutscher Historiker seit 1945. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018. 371 S., br., 22,- €.